

schaftlichem Ertrag als enttäuschend charakterisiert. Immerhin: Es gab keine Diskreditierung mehr, das öffentliche Deutschland nahm geziemend von dem Jahrestag Kenntnis, und die Männer des 20. Juli – so Heinemann – wurden nicht mehr als reine Helden, wohl aber als „mutige und tatkräftige Menschen in ihrem Irrtum und ihrem Widerspruch“ – und in „Augenhöhe“ mit den anderen Widerständlern – für viele Deutsche akzeptabel.

Rudolf Tschirbs widmet sich einem besonderen und von vielen Historikern zu Unrecht übersehenem oder gar missachtetem Geschichtsmedium: dem historischen (Spiel)Film. Voran gingen die Filme über Rommel (1952) und Canaris (1954), es folgten 1955 gleich zwei Filme über Stauffenberg: „Es geschah am 20. Juli“ (G. W. Pabst) und „Der 20. Juli. Das Attentat auf Hitler“ (Falk Harnack) – beide, im Gegensatz zu den Rommel- bzw. Canaris-Filmen, keine Publikumserfolge. Im Vergleich zieht Tschirbs zwei Fernsehfilme von 2004 heran: „Stauffenberg“ (Jo Baier, ARD) und „Die Stunde der Offiziere“ (Hans-Erich Viet, ZDF). Sein eigenes Urteil ist dabei nicht unbedingt das der Fernsehkritik, und er kommt auf die grundsätzlichen Probleme der Geschichtsdarstellung im Film zu sprechen: den Alleinvertretungsanspruch der Geschichtswissenschaft und die erweiterte Auffassung von Authentizität im neuen Medium. Tschirbs plädiert grundsätzlich (und mit Recht) für die künstlerische Gestaltungsfreiheit des Films, der über die historische Akkumulation hinaus zu einer eigenen inneren Wahrheit der Darstellung kommen könne.

Der Sammelband ist, auch wenn er in manchem keine neuen Erkenntnisse bringt, doch als Ganzes ein lesenswerter Überblick über den deutschen Widerstand und bringt vor allem in den Beiträgen von Heinemann und Tschirbs über den 20. Juli im kommunikativen Gedächtnis der Deutschen einen bedenkenswerten und weiter zu verfolgenden neuen Ansatz.

Bernd Hey

*Günther van Norden/Klaus Schmidt (Hg.), Sie schwammen gegen den Strom. Widersetzlichkeit und Verfolgung rheinischer Protestanten im „Dritten Reich“, Greven Verlag, Köln o. J. (2006), 253 S., geb.;*

*Günther van Norden, Friedrich Langensiepen. Ein Leben in Deutschland zwischen Pfarrhaus und Gefängnis, Kreuz Verlag, Stuttgart 2006, 460 S., geb.*

Ein Blick über den Gartenzaun lohnt in der Regionalgeschichte immer, und so auch auf dem Gebiet der kirchlichen Zeitgeschichte zwischen den lange verbundenen evangelischen Kirchen im Rheinland und von Westfalen. Während man sich in Westfalen doch recht entschieden der Nachkriegszeit bis in die 1970er Jahre hinein widmet, erstaunt im Rheinland die immer noch sehr intensive Beschäftigung mit der Zeit des Nationalsozialismus und des Kirchenkampfes. Wichtige Darstellungen, die man in Westfalen vermisst, sind dort in letzter Zeit etwa zu Sonderthemen wie dem der Christen jüdischer

Herkunft (Lekebusch) und dem der Zwangsarbeiter in Kirche und Diakonie (Kaminsky) im Auftrag der rheinischen Kirchenleitung erschienen. Verstärkt wendet man sich auch dem „Bodenpersonal“ des Kirchenkampfes zu: den Pfarrern und Laien, die in der Bekennenden Kirche engagiert waren und für Bekenntnis und Kirchenordnung litten; verwiesen sei hier etwa auf das Buch von Simone Rauthe, „Scharfe Gegner“. Die Disziplinierung kirchlicher Mitarbeiter durch das Evangelische Konsistorium der Rheinprovinz und seine Finanzabteilung von 1933 bis 1945 (2003).

Einer der nimmermüden Motoren in dieser neue Themen findenden Kirchenkampfgeschichtsforschung ist ihr Nestor Günther van Norden (Jahrgang 1928), früher Wuppertal, jetzt Bonn. Nach Vorgang seines Buches über „Politischer Kirchenkampf“ (vgl. meine Rezension im Jahrbuch Bd. 99, 2004) legt er jetzt in einem Jahr gleich zwei neue Bücher vor, eins als Mitherausgeber und partieller Autor, eins als Verfasser – wie immer engagiert und kritisch gegenüber „seiner“ Kirche, aber auch mit einfühlsamer Sympathie gegenüber den von ihm Porträtierten bei aller wissenschaftlichen Distanz. Diese Hinwendung zum Biographischen, die beide Bände auszeichnet, hat ja etwas Symptomatisches: auf katholischer Seite hat gerade die Festschrift für Joachim Kuroпка ebenfalls eine Kollektivbiographie der „kleinen Leute“ im christlich motivierten Widerstand zu zeichnen versucht. Und tatsächlich sind es ja die Nuancen im individuellen, oft partiellen und sektoralen Widerstand Einzelner, die bis heute interessieren und faszinieren, und weniger die großen Verbände, Institutionen und kirchenpolitischen Lagerbildungen.

Vier Gruppen haben die Herausgeber van Norden und Schmidt in ihrem Sammelband gebildet, in die jeweils eine kurze Einleitung einführt: Christen und Christinnen jüdischer Herkunft (Sigrid Lekebusch), die „Illegalen“ (Ilse Härter), engagierte Gemeindeglieder (Volkmar Wittmütz) und die „legalen“ Pfarrer (Günther van Norden). Schon gleich in der ersten Gruppe wird ein Leitmotiv angeschlagen, das das ganze Buch durchzieht und quasi die Begleitmelodie zu dem ehrenden Gedenken an „Helden“ und „Märtyrer“ des Widerstands, dem der Band ja in erster Linie dient, darstellt: die von Feigheit und Versagen, von fehlender Zivilcourage und Denunziation. Es war ja nicht nur das angepasste Konsistorium in Düsseldorf, das sich als Handlanger den Machthabenden andiente, sondern immer wieder auch die Unterstützung des Systems und seiner Zwangsmaßnahmen durch viele Mitläufer, und nichts macht dies deutlicher als die mangelnde Solidarität mit den Christen jüdischer Herkunft – auch bei der Bekennenden Kirche. Hilfe kam, wenn überhaupt, nur von Einzelnen, die sich ihren Anstand bewahrten, und nicht oder kaum von der offiziellen Kirche oder der organisierten Opposition. Ein düsteres und beschämendes Kapitel: Wenn man schon den „eigenen“ Leuten, den sogenannten Judenchristen, nicht half, wie viel weniger dann noch den verfeimten Juden, die keine Christen waren – und doch nennt das Buch etliche Beispiele von Christen, die Juden halfen und sie versteckten.

Bei den „Illegalen“ handelt es sich vor allem um junge Theologinnen und Theologen, die bewusst den schwierigen Weg in die Illegalität gingen, um

Zugeständnisse, die sie vor ihrem Gewissen nicht rechtfertigen konnten, gegenüber dem Kirchenregiment zu vermeiden. Der Weg in eine unsichere berufliche Zukunft war der Preis, z.T. auch der Weg in die Wehrmacht und den Kriegstod, und nicht in jedem Fall wurde das persönliche Risiko nach dem Krieg belohnt – am wenigsten im Falle jener mutigen Frauen, die auch noch in der Nachkriegszeit um ihre Anerkennung als Theologinnen und Pfarrerinnen kämpfen mussten.

„Engagierte Gemeindeglieder“ gab es in der Bekennenden Kirche viele, aber nur wenige sind so bekannt geworden wie etwa Kurt Gerstein und Gustav Heinemann. Die Gruppe der BK-Juristen, die vor Gericht (und vor dem Konsistorium) kirchlich Oppositionelle, oft mit Erfolg, vertraten und verteidigten, ist hier besonders auffällig; auch Heinemann gehörte dazu. Häufig finden wir Lehrer als fanatische DC-Anhänger, aber auch die BK verfügte, wie die Beispiele zeigen, im staatlichen Schuldienst über engagierte Mitglieder, die auch berufliche Nachteile in Kauf zu nehmen bereit waren. Fabrikanten tauchen hier ebenso auf wie schlichte Hausfrauen.

Bei den „legalen“ Pfarrern, der bisher am meisten erforschten und gewürdigten Gruppe, gibt es bekannte Namen wie die der beiden späteren Nachkriegspräsidenten Heinrich Held und Joachim Beckmann, des Buchenwalder Märtyrers Paul Schneider, Pfarrer Paul Humburg, Karl Immer und Hermann Albert Hesse (sein Sohn Helmut wird unter den „Illegalen“ gewürdigt, er starb im KZ Dachau). Unter den bisher weniger Bekannten ist auch Fritz Langensiepen, dem van Norden noch ein eigenes Buch gewidmet hat. Sie alle leisteten in ihrem Amt die ihnen mögliche Art von Widerstand und nahmen die Konsequenzen auf sich – so unterschiedlich sie auch ausfielen.

Das ist ein Ergebnis dieses Sammelbandes: Es ist nicht immer die Intensität des geleisteten Widerstandes, welche die Härte der Strafverfolgung von kirchlichen Behörden und Staatsorganen bestimmt: Einige kamen davon, andere büßten berufliche Existenz und Leben ein; das war weder damals voraussehbar noch ist es heute nachträglich berechenbar. Diese gewisse Willkür in der Bestrafung macht das NS-Regime vielleicht noch furchtbarer. Generell kommt das rheinische Konsistorium als willfährige Vollstreckungsbehörde in den Einzeldarstellungen schlecht weg, und diese Kritik trifft auch Kirchenleitung und Landeskirchenamt nach 1945: van Norden spricht in seinem Vorwort von „mangelndem Schuldbewusstsein und selbstbewusster Rechristianisierungs-Ideologie“ sowie von „Kontinuität ohne radikale Erneuerung“ nach 1945 und Klaus Schmidt in seinem Nachwort von „konsistorialen Tätern“, die z. T. „nahtlos in die neue Kirchenleitung übernommen“ wurden. Dem entsprechen die Schwierigkeiten, die manche der geschilderten Widerständler auch noch nach der NS-Zeit hatten.

Günther van Norden hat im Vorwort seines Buches über Friedrich Langensiepen (1897–1975) dessen Leben ein exemplarisches genannt, da es die deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis weit in die Nachkriegszeit widerspiegeln, aber auch die Existenz eines Christen in Jahren permanenter Heraus-

forderung. Gleichzeitig bekennt er Faszination wie Fremdheit: er verstehe Langensiepen oft nicht oder nur sehr schwer: seine weltferne, ja fast „abseitige“ Theologie, eine Diskrepanz zwischen Glauben und Handeln, aber dann doch eben auch die Vereinigung der Widersprüche in einer überzeugend ehrlich und glaubwürdig gelebten Existenz.

Es ist eine ausführliche Biographie, die Schritt für Schritt dem Lebensweg Langensiepens folgt. Als Pfarrer in Gödenroth/Hunsrück gerät er im Kirchenkampf in Gegensatz zu Staats- und Kirchenbehörden, z. T. auch zu weniger strengen BK-Freunden, wird schikaniert und verhaftet und schließlich 1940 in den Wartestand versetzt. In Bonn betreut er die Studentengemeinde und dann – Ironie des Schicksals – als vom Staat angestellter Pfarrer das Zuchthaus in Siegburg. Es folgt ein Intermezzo nach dem Krieg in Saarbrücken, dann wird er wieder Gefängnisgeistlicher in Rheinbach.

Das ist das Erstaunliche: ein Mann, der eigentlich als der geborene Gemeindepfarrer erscheint, macht sich in seiner Gemeinde durch die Rigorosität seiner Verkündigung, seine Betonung der Kirchenzucht und eine strikte Bibelgläubigkeit auch Feinde; er, der ständig auf der Suche nach einer neuen Gemeindekirche ist, kommt als Gefängnisseelsorger sehr viel besser zurecht. van Norden verweist überdies mehrfach auf die Widersprüchlichkeit von gelebter Christlichkeit und politischer Betätigung hin: Langensiepen trennt streng zwischen Kirche und Staat und ist gegen politisches Handeln der Pfarrer; so wie er sich aber im Kirchenkampf verhält, wird er immer wieder auch politisch tätig und auffällig.

Es mag auch der Reiz eines umfangreichen Nachlasses gewesen sein, der van Norden zu einer eigentlich ungewöhnlich umfangreichen Biographie veranlasst hat; er zitiert entsprechend viel aus Briefen und Schriften Langensiepens und lässt dessen Gedanken und Handeln anschaulich werden: gegenüber den vielfältigen Herausforderungen des Kirchenkampfes, im theologischen Ringen um rechte Erkenntnis, aber auch im Familienleben (ganz wichtig ist seine Frau Hilde). Neben diesem Nachlass – leider unterlässt van Norden eine eingehendere Beschreibung seiner Quellen – scheint es nicht viel über Langensiepen zu geben, doch weiß van Norden der daraus resultierenden Gefahr einer zu einseitigen Sicht zu entgehen; hier hilft ihm seine jahrzehntelange Beschäftigung mit der kirchlichen Zeitgeschichte des Rheinlandes. Er kann von daher auch den vielen Personen, die Langensiepens Weg kreuzten, begleiteten und beeinflussten, gerecht werden, wenn auch hier – wie im voran besprochenen Buch – ein latentes Misstrauen gegenüber der verfassten Kirche und ihren Institutionen spürbar bleibt. Pfarramt und Gemeinde – das ist für den Barthianer van Norden der Kern jeder evangelischen Kirche.

Eines missfällt mir in beiden Büchern: von Fall zu Fall ist von „nazifizierten“ Presbyterien, Gemeinden, Kirchenbehörden usw. die Rede. Der Begriff scheint in Mode zu kommen, aber was besagt er eigentlich? Ich halte ihn für unklar und verunklarend: man sollte in jedem Falle DC-, BK- und NS-Zugehörigkeit auseinanderhalten und in ihrem Verhältnis zueinander wie auch in

ihrer jeweilig gelebten und bezeugten Intensität präzise definieren: DC ist nicht gleich NS und BK nicht gleich Anti-NS, „nazifiziert“ waren alle mehr oder weniger (was immer das als Bezeichnung der Nähe zur NS-Ideologie oder -Bewegung bedeuten soll). Also was soll dieses neue Unwort der Kirchenkampfforschung?

Bernd Hey

*Uwe Heckert, Halle in Westfalen. Geschichte(n) einer Stadt am Teutoburger Wald, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2005, 243 S., geb.*

Uwe Heckert legt keine Gesamtdarstellung der Geschichte der Stadt Halle in Westfalen vor, aber doch auch mehr als nur Geschichten über Halle. Er schreibt praktisch die Stadtgeschichte von Heinrich Meise aus dem Jahr 1968 fort und ergänzt sie, vor allem durch Aspekte aus dem 19. und 20. Jahrhundert. So kann er das Mittelalter schnell überspringen; zwar geht er auf die Tauschurkunde von 1246 ein, springt dann aber gleich mit „Landwirtschaft und Leinen“ in die neuzeitliche Wirtschaftsentwicklung. Zwar greifen die Kapitel um die Johanneskirche, das „Haller Herz“, das Schloss Tatenhausen und die Familie Korff-Schmising und die mit diesen verbundene katholische Enklave Stockkämpen auch noch einmal zeitlich zurück, aber mit der Franzosen- und der folgenden preußischen Zeit beginnt doch ab 1806 eine kontinuierliche Darstellung, deren chronologische Folge aber in Sachkapitel gegliedert wird. Das trägt zur Dichte und Lesbarkeit des Bands erheblich bei, bleibt man doch sowohl dem zeitlichen als auch dem inhaltlichen Aspekt gleichermaßen verhaftet. Halle wurde preußische Kreisstadt mit den entsprechenden Gebäuden: Kreishaus, Amtshaus, Amtsgericht, Schulen.

Halle entwickelte sich – den Verkehrsproblemen widmet Heckert ein eigenes Kapitel – zu einem Industriestandort, wenn auch immer im Schatten des benachbarten Bielefeld. Heckert reiht hier exemplarisch einige Firmen- und Familiengeschichten: Lederfabriken (Bergenthal, Güttgemanns, Im-sande), Brennerei (Kisker), Fleischfabrik (Rolff) und die 1937 arisierte jüdische Firma Stern, schließlich der niemals erfolgreiche Haller Bergbau. Soziale Not in Folge der Industrialisierung und (in solchen Stadtgeschichten sonst eher selten) der Kampf um gesellschaftlichen und politischen Anspruch der Frauen werden geschildert; mit Dr. Ida Kisker porträtiert Heckert „eine resolute Intellektuelle im Konflikt mit der NSDAP“. Vereinsleben, Feuerwehr, Fest- und Feiertagskultur – in einer kleinen Stadt immer wichtig – werden relativ breit beschrieben. Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Halle muss wohl, obwohl beide Kapitel auseinander gerückt wurden, mit ihrem Ende in der NS-Zeit zusammen gesehen werden: Halle unter dem Hakenkreuz zeigt kein wesentlich abweichendes Bild (wie wohl auch?) vom Geschehen in allen Städten des Reichs, aber es ist doch gut, dass Namen und Fakten genannt werden, nicht nur die der Aktiven und Mitläufer, sondern auch die einiger Regimegegner. Die Erinnerung bleibt so differenziert: Auch